Das Konzept „Religion“ und das Konzept „Rationalität“ in Judentum, Christentum und Islam

15. bis 17. Februar 2023

Wie können Religion und Rationalität in Judentum, Christentum und Islam jeweils konzeptualisiert werden? Mit dieser Frage setzte sich die interreligiöse Expertentagung Key Concepts in Interreligious Discourses (KCID) vom 15. bis 17. Februar 2023 in Erlangen auseinander. Der erste Konferenztag beschäftigte sich mit dem Konzept der Religion in Judentum, Christentum und Islam. Jeder der drei Referenten beleuchtete den Begriff der Religion in Bezug auf das Judentum, das Christentum und den Islam aus einem anderen Blickwinkel. Dennoch ließ sich bei allen die gemeinsame Offenheit für Selbstreflexion und Dialog wiederfinden.

I. Das Konzept „Religion”

Das Konzept „Religion“ im Judentum
(Professor Oliver Leaman, University of Kentucky)

Prof. Dr. Oliver Leaman konzentrierte sich in seiner Darstellung des Konzepts von Religion im Judentum auf die Kluft zwischen religiösen Grundlagen und gelebter Religiosität im Judentum. Dies veranschaulichte er anhand einer Reihe von Beispielen aus dem realen Leben der US-amerikanischen jüdischen Kultur. Als besonders anschauliches Beispiel beschrieb Leaman eine Szene aus der Fernsehserie ‚Transparent‘, in der eine Darstellerin ein Jom-Kippur-Frühstück veranstaltete. Auch wenn dies als ein Widerspruch in sich erscheine, da aus traditioneller Perspektive Jom Kippur als bedeutender Fastentag im Judentum gelte, zeige sich jedoch durch die Handlung keine Distanzierung zur jüdischen Identität, sondern durch die Bezeichnung des Essens als Jom-Kippur-Frühstück werde vielmehr die Zugehörigkeit zum Judentum gestärkt. Darüber hinaus verwies Leaman auf weitere säkulare Gewohnheiten, wie beispielsweise das Bestellen von chinesischem Essen an Weihnachten. Leaman erklärte, dass amerikanische Juden, die mehr oder weniger mit der Tora oder dem Talmud vertraut sind, durch diese Verhaltensweisen einen Bezugspunkt für ihre jüdische Identität finden. Mit dem Verweis auf die gelebte Religiosität kritisierte der Referent die beschränkte Sicht von Theorie und Wissenschaft für eine Definition von Religion. Für ihn liege daher die Schwierigkeit darin, Religion durch ein Dogma zu definieren, da die jüdische Identität nicht ausschließlich mit der Einhaltung bestimmter Glaubenssätze einhergehe.

Für den interreligiösen Dialog beschrieb Leaman ferner, dass im Christentum die meisten Erwachsenen als Säugling getauft worden sind und nur wenige im Erwachsenenalter konvertieren würden, sodass das Festhalten an religiösen Grundlagen und Vorschriften für das

Konzept einer Religion nicht überbetont werden dürfe. So müsse für die Bestimmung des Religionsbegriffs berücksichtigt werden, dass die Lebensführung mehr oder weniger in Übereinstimmung mit den traditionellen religiösen Vorstellungen und Vorgaben gestaltet werde. So betonte Leaman in Bezug auf das Konzept Religion auch, dass Religion nicht durch die Religiosität frommer Gläubigen als Konzept festgelegt werden dürfe, sondern Religion durch die Verschiedenheit der Religionsangehörigen und somit mit einer gewissen Flexibilität innerhalb der Glaubensgemeinschaft getragen werde. Mit dieser weit gefassten Perspektive verdeutlichte Leaman nicht nur eine selbstreflexive Sicht auf die jüdische Identität von heute, sondern initiierte das Hinterfragen für die Bestimmung eines Konzeptes von Religion, welches sich sinnvoll mit der gelebten Religiosität verbinden lasse.

Das Konzept „Religion" im Christentum
(Professor Gregor Maria Hoff, Paris-Lodron-Universität Salzburg)

Der Referent Professor Gregor Maria Hoff stellte zu Beginn die Frage, wie der Begriff Religion im Christentum behandelt werden könnte. Dementsprechend stellte er in seinem Vortrag einen möglichen methodischen Ansatz vor, wobei sein Schwerpunkt auf einem dynamischen Konzept von Religion lag, um so die Herausforderungen im Umgang mit dem Begriff „Religion" zu berücksichtigen. Es können sich nämlich folgende Fragen in der Auseinandersetzung ergeben: Sollte Religion von einer Sicht von innen oder außen definiert werden? Könnte eine Definition des Christentums als Religion einerseits theoretisch als Grundlage für den interreligiösen Diskurs und wissenschaftliche Studien nützlich sein und andererseits die Kernelemente des christlichen Selbstverständnisses erfassen? Um mit diesen Fragen umzugehen, skizzierte Hoff eine methodische Reflexion zum Konzept von Religion im Christentum. Der Rahmen sollte demnach groß genug sein für ein breites Spektrum notwendiger Kriterien, um somit der Komplexität des Phänomens Religion Rechnung tragen zu können. So definierte Hoff in Anlehnung an Krech Religion als eine soziale Funktion, die zwischen der grundlegenden Unterscheidung der Immanenz und Transzendenz ausgebildet werde. Dieser Aspekt wurde durch den biblischen Verweis in Genesis genauer beleuchtet: Ein transzendenter und unsichtbarer Gott erschafft die Welt - die eigentliche Essenz der Immanenz. So zeige die Trennung zwischen Existenz und Nichtexistenz im Schöpfungsakt die grundlegende Unterscheidung zwischen dem, was ist und dem, was nicht ist. Der theologische Standpunkt baue eine Brücke zwischen der Perspektive des Christentums und der Sozialwissenschaften. In diesem Rahmen werde im Christentum so eine zentrale Gott-Mensch-Beziehung sichtbar, die sowohl vom Standpunkt der Sozialwissenschaft als auch vom Standpunkt des Christen aus zugänglich sei.

Darüber hinaus stellte Hoff in seinem Vortrag heraus, dass die Verbindung zwischen dem Immanenten und dem Transzendenten keine feste Beziehung darstelle. Vielmehr sei das Christentum als Religion durch die Umsetzung von religiösen Gesetzen und Praktiken entstanden, die sowohl durch gesellschaftspolitische Impulse von außen als auch von innertheologischen Diskussionen beeinflusst wurden. Hoff beschrieb den Prozess des

Christentums als Religion somit als ein Ergebnis innerer und äußerer Veränderungen. In diesem Sinne gestalte sich das Christentum als Religion in Wechselwirkung mit der es umgebenden sozialen Umwelt. Die Entwicklung von Religion sei daher auch unter der Berücksichtigung der Entwicklung von Kultur zu betrachten. Dieser Prozess sei im Wesentlichen dynamisch, sodass Religion als ein Konstrukt verstanden werden müsse, das sich in einer ständigen evolutionären Entwicklung befände. Abschließend fasste Hoff zusammen, dass für das Verständnis von Religion die historischen Entwicklungsmomente rekonstruiert werden sollten, um die systemische Funktion von Religion zu verstehen. Für den interreligiösen Dialog betonte Hoff, dass das Selbstverständnis jeder Religion von der sie umgebenden Umwelt geprägt sei. Durch seinen methodischen Ansatz möchte er einen Zugang für den interreligiösen Diskurs über das Konzept von Religion schaffen.

Das Konzept „Religion“ im Islam
(Dr. Ahab Bdaiwi, Leiden University)

In seinem Vortrag ging Ahab Bdaiwi auf heidnische Formen der Anbetung ein, die er als negativen Kontrast verwendete, um den Islam als („wahre“) Religion zu definieren. Daneben beschrieb Bdaiwi, dass es keinen Mangel an Wissenschaftlern gäbe, die sich mit der Beziehung zwischen Theologie und Kulturgeschichte beschäftigen. So erklärte Bdaiwi, dass neue Erkenntnisse eine Neubewertung der Beziehung zwischen dem frühen Islam und der vorislamischen Zeit ermöglichten. Während die neuen Hinweise keine Verweise auf polytheistischen Glaubensvorstellungen zeigten, seien dafür monotheistischen Themen stärker vertreten. Der Referent vertrat die Ansicht, dass dies eine kritische Reflexion des frühen Islams im Koran in Bezug auf seine Umwelt bedarf. So forderte er die Islamwissenschaft auf, die frühislamische Zeit zu analysieren und dabei der weitverbreiteten Meinung, die Entstehung des Islams als Wendepunkt der heidnischen Kultur zu interpretieren, kritisch zu begegnen. So schlug Bdaiwi vor, das Konzept der Religion im Islam im traditionellen Ursprung zu begründen, um die Darstellung der Umwelt im Koran zu hinterfragen und sie als eine Art der Selbstdarstellung durch Fremdbestimmung darzulegen. Zunächst stellte Bdaiwi in seinem Vortrag die neuesten Erkenntnisse vor, die ein erweitertes Verständnis der vorislamischen arabischen Kultur darstellten. So führten archäologische Ausgrabungen zur Entdeckung verschiedener Inschriften. Diese zeigten, dass ab dem fünften Jahrhundert n. Chr. Erwähnungen heidnischer Formen der Anbetung fehlten. Dies sei nach Bdaiwi ein mangelnder Anhaltspunkt für die These, dass der frühe Islam von Götzenanbetung umgeben gewesen wäre. Im Anschluss an die Erläuterungen der nicht-islamischen arabischen Kultur wurden diese der Darstellung im Koran gegenübergestellt. So befasste sich Bdaiwi mit der Frage, welches Konzept von Religion im Koran gezeigt wird. Im Koran werde der monotheistische Charakter der arabischen Rituale und des Glaubens zur Zeit Mohammeds überliefert. Wenn im Koran von Götzenanbetung die Rede sei, handele es sich in der Regel um Götzen, die in der jüdischen Bibel vorkommen. Vor dem Hintergrund seiner Analyse der oben erwähnten neu entdeckten Quellen

ging Bdaiwi davon aus, dass die vorherrschende Form der Verehrung zur Zeit Mohammeds eine Form des Monotheismus gewesen sein müsse, die sich auf Reste des jüdischen Korpus und der jüdischen Tradition stütze. So sei die Entstehung des Islams nicht plötzlich passiert, sondern vielmehr als ein Prozess innerhalb der arabischen Welt seiner Zeit zu verstehen. Wenn dies der Fall sei, warum werden im Koran dann nicht-islamische Individuen als Heiden dargestellt? Bdaiwi argumentierte in der Hinsicht, dass die Unzufriedenheit über diejenigen, die sich nicht entschieden haben, Mohammed zu folgen, nicht die Motivation in ihrer radikalen Andersartigkeit lag, sondern vielmehr geprägt war durch die Tatsache, dass sie der „wahren" Religion des Islams so nahe und doch so weit entfernt waren.

Diskussion

Die drei Vorträge unterschieden sich nicht nur dadurch, dass sie in den drei verschiedenen Religionen zu verorten waren. Sondern auch jeder Referent hinterfragte ein anderes Kernelement im Kontext der jeweiligen Religion, während die jeweilige Tradition in den interreligiösen Diskurs gestellt wurde. Darüber hinaus wies jeder Vortrag auf die Spannung hin, die Ambivalenz und Komplexität bei der Darstellung einer Religion zuzulassen, ohne dabei die Fähigkeit zu verlieren, etwas über den eigenen Charakter der Religion aussagen zu können. Im Hinblick auf den Vortrag von Professor Leaman wurde seine Ansicht deutlich, dass die Heterogenität der jüdischen Gemeinschaft in zweierlei Hinsicht zu dem kontinuierlichen Bestehen des Judentums beiträgt. Einerseits gibt es Juden, die die Religion an ihre Lebensweise anpassen, die so ihre Freiheit nutzen und Religion veränderbar gestalten. Andererseits bleibe die Beschäftigung mit den überlieferten Texten und deren Einhaltung weiter von Bedeutung, denn sonst könnte die die Verwendung von Begriffen wie Jom Kippur gänzlich verschwinden. Aus dieser Perspektive wären beide Aspekte für eine religiöse Identität tragend: Traditionellere Religionsverständnisse ermöglichen eine weniger persönliche Identifikation, und zweiteres trage dazu bei, den Zusammenhalt innerhalb Religionsgemeinschaft zu vergrößern.

Die Methode von Professor Hoff befasste sich mit dem Spannungsverhältnis zwischen sinnvoller Definitionsarbeit und der Komplexität der Phänomene Religion und Religionisierung. Dabei wurden sowohl theologische als auch wissenschaftliche Elemente als Teil eines möglichen Analyserahmens zur Untersuchung des Christentums als Religion berücksichtigt. Während dieser Vortrag eine Lösung für die oben erwähnte Spannung bot, zeigte sich dennoch die Schwierigkeit, diese zu erlangen. So legte Hoff dar, dass dies einer komplexen und zeitintensiven Beschäftigung bedarf.

Dr. Bdaiwi antwortete auf die Frage zum kontroversen Charakter seines Vortrags und der begrenzten Anzahl von Inschriften, die bereits zugänglich seien, mit der Feststellung, dass seiner Meinung nach die meisten Kritikpunkte nicht auf wissenschaftliche, sondern auf religiöse Bedenken zurückzuführen seien. Auch wenn neue Entdeckungen auftauchen und seine Hypothese widerlegen könnten, müsse das Fehlen von Hinweisen auf den Idolkult nach dem fünften Jahrhundert n. Chr. ernst genommen werden, bis uns das Gegenteil bewiesen werde. Zusätzlich zu Professor Leamans Kontrast zwischen der gelebten Realität der zeitgenössischen

Juden und der Theologie und Professor Hoffs Integration der religionswissenschaftlichen Methodik lenkte Bdaiwi damit die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung einer sinnvollen Auseinandersetzung mit der historischen Entwicklung. Obwohl die Diskussion die Spannung zwischen Komplexität und Begriffsbestimmung nicht auflöste, förderte sie doch ein besseres Verständnis für jede der vorgestellten Positionen. Die zentrale Erkenntnis aus diesen Sitzungen könnte sein, dass die komplexe Wechselbeziehung von Selbstreflexion und Außendarstellung kein Nachteil für den interreligiösen Diskurs sei. Vielmehr bedeute die Komplexität der religiösen Selbstdarstellung, dass der interreligiöse Diskurs förderlich für die eigene Selbstreflexion sei.

II. Das Konzept „Rationalität“

Im Mittelpunkt der nachfolgenden drei Vorträge stand das Konzept der Rationalität in Judentum, Christentum und Islam. Ein wiederkehrendes Motiv, welches sich durch diese Beiträge zog, war die Rolle, welche der Rationalität bei der Begründung des jeweiligen religiösen Selbstverständnisses zukommt und so knüpften diese Überlegungen unmittelbar an die vorangegangenen Diskussionen an.

Das Konzept „Rationalität“ im Judentum (Professor Daniel Frank, Purdue University)

Daniel Frank eröffnete seinen Beitrag mit der Beobachtung, dass eine kritische Haltung gegenüber einer Begründung der jüdischen Religion, welche vorrangig auf den Mitteln der Vernunft fußt, nicht notwendig mit der Befürwortung eines dezidiert *irrationalen* Religionsverständnisses einhergehen muss. Frank belegte diese These im Laufe seines Vortrags mittels einer komparativen Analyse. Die Wahl dieser für diese eher auf eine allgemeine Darstellung abzielende Methode von begrenzter Aussagekraft erklärte er mit dem Verweis auf den zeitlich limitierten Charakter seines Beitrags. Da der Rationalitätsbegriff des Judentums nicht in einem Vortrag umfassend behandelt werden kann, hatte Frank es vorgezogen, den exemplarischen Charakter seiner Ausführungen methodisch klar zu markieren.

Als Gegenstand für diesen beispielhaften Vergleich wählte Frank die Haltungen von Maimonides und Saadia Gaon zur Rolle der Rationalität im Judentum. Dem Vergleich stellte Frank einige Bemerkungen zur sokratischen Methode der platonischen Dialoge und dem aristotelischen Syllogismus voran, die den späteren Überlegungen als Bezugspunkte dienen sollten. Frank machte hierbei auf ein Phänomen aufmerksam, welches sowohl die Differenz als auch die Ähnlichkeit beider Figuren zum Vorschein bringt. Platons Sokrates fordert seine Zuhörer zu einer Infragestellung des Anscheins von Notwendigkeit in sozialen Normen heraus. Die aristotelische Methode führt vom Bekannten zum weniger Bekannten, indem die Auswertung und Analyse sensorischer Daten als Grundlage der Ableitung abstrakterer Formen von Wissen dienen. Frank zufolge können beide Standpunkte als die Forderung nach einer *argumentativen Rechtfertigung* von Überzeugungen angesehen werden, obgleich die

Verschiedenheit des jeweiligen Gegenstands (Kulturkritik bzw. Naturwissenschaft) eine je andere Art der Begründung erfordert.

Auch Maimonides‘ und Saadias Rechtfertigungen des jüdischen Glaubens unterscheiden sich in der Art der Begründung voneinander. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass ihr Vorhaben jeweils aus einer besonderen historischen Situation erwachsen ist und die beiden Ansätze so zwei verschiedenen Motivationen Ausdruck geben, die von den zeit- und ortsspezifischen Bedürfnissen ihrer Gemeinden zeugen. Maimonides hat ein Publikum vor Augen, welches sich seiner religiösen Praxis und Identität bereits recht sicher ist. Er will seinem Publikum zusätzlich ein rationales Fundament bereitstellen, welches die ohnehin schon lebhafte Identifikation mit dem Judentum stärken soll. Zu diesem Zweck präsentiert er Abraham als einen Philosophen, der den Irrtum aufdeckt, der im Götzendienst liegt. Frank präsentiert Maimonides‘ Darstellung Abrahams und dessen Kritik an der Götzenanbetung in Analogie zu Platons Kritik an denen, die sich auf „Bild und Ton“ fixieren, anstatt über das Gegebene hinaus zu abstrakten Prinzipien zu gelangen. Maimonides‘ Darstellung des Judentums weist die Vereinbarkeit der Offenbarung mit einer rationalen Begründung des Monotheismus und damit die Vereinbarkeit eines offenbarungsbasierten Judentums mit der Vernunft nach. Die Offenbarung wird der vernunftbasierten Religiosität nicht entgegengestellt, sondern als ein wichtiges Instrument präsentiert, um jene Juden in das religiöse Leben einzubeziehen, die nicht dazu disponiert sind, sich durch eine rationale Reflexion mit der Tradition zu identifizieren.

Während sich die Religiosität seiner Religionsgemeinde aus Maimonides‘ Sicht in relativer Sicherheit befindet, sieht sich Saadia von zahlreichen konkurrierenden religiösen Gruppen umgeben. Der ständige Austausch mit Angehörigen anderer Religionen führte unter seinen jüdischen Zeitgenossen zu einer Infragestellung des Wahrheitsanspruchs des Judentums. Im Kontext dieses Wettbewerbs der Religionen macht Saadia die Offenbarung zum Ausgangspunkt seiner Verteidigung des Judentums und schließt die rationale Verteidigung des Judentums erst im Anschluss an diese an. Frank erklärt jedoch, dass Saadia deshalb nicht als Skeptiker missverstanden werden darf. Im Gegenteil, Saadias Skepsis gegenüber einer rein rationalen Verteidigung des Judentums reflektiert laut Frank seine profunde Kenntnis der Struktur rationaler Rechtfertigung: Seiner Auffassung nach reflektiert Saadias Vorgehensweise die Einsicht, dass das Fundament, welches sich aus rein induktivem Denken gewinnen lässt, möglicherweise zu schmal ist, um die Zweifel seines Publikums zu beheben.

Der Umstand, dass Saadia nicht das ganze Gewicht seiner Argumentation auf rationalen Schlussfolgerungen fußen lässt, ist nicht eine Wendung gegen den Wert der Rationalität im Judentum. Stattdessen könnte man Saadias Denken laut Frank als eine Form empirisch informierter Skepsis gegenüber einer *ausschließlich* auf Rationalität basierenden Legitimation des Judentums deuten. In diesem Sinne wäre sein Anspruch weder epistemischer noch ontologischer, sondern pragmatischer Natur. Da eine rationale Rechtfertigung die Zweifel aller Mitglieder seiner Gemeinde nicht ausräumen kann, dient ihm die Offenbarung als Ausgangspunkt und Stütze seiner Argumentation. Saadias Fall widerlegt die These, dass eine gewisse Zurückhaltung gegenüber Rationalität als Grundprinzip einer Verteidigung des

Judentums zwangsläufig einer hohen Wertschätzung von Rationalität entgegensteht. So genügte Frank die Methode der vergleichenden Analyse mit ihren breiten Pinselstrichen, um die zu Beginn seines Vortrags präsentierte These zu belegen.

Das Konzept „Rationalität“ im Christentum
(Maria Elisabeth Höwer M.Sc., FAU Erlangen-Nürnberg)

Maria Elisabeth Höwer sprang für Prof. Wolfgang Breul ein, da dieser seine Teilnahme an der Tagung kurzfristig krankheitsbedingt absagen musste. Sie beschränkte den Rahmen ihres Vortrags auf die Rolle der Rationalität in der katholischen Tradition. Auf diese notwendige Einschränkung folgte eine umfangreiche und zugleich detaillierte Darstellung. Höwer stützte ihre Darstellung auf den Katechismus und entnahm diesem das Grundprinzip, dass Rationalität und Religion in der katholischen Tradition durchaus nicht als Gegensatzpaar in Erscheinung treten. Vielmehr wird Rationalität Höwer zufolge als eine Disposition verstanden, welche das menschliche Individuum in der Begegnung mit der Schöpfung Gott als der Wahrheit derselben näher bringt. Dieses Prinzip ist in dem Konzept der *„recta ratio“* zusammengefasst, dem wahrheitstheoretischen Kriterium, welches den Wahrheitswert einer Aussage auf die Übereinstimmung oder das Auseinandertreten ihres Gehalts mit der Wirklichkeit zurückführt. Im Katechismus von Papst Johannes Paul II. wird Rationalität explizit als eine dispositive Ausrichtung auf Gott hin interpretiert und die menschliche Reflexionsbereitschaft als ein angeborenes Verlangen nach Gott verstanden. Während die menschliche Rationalität eine Beziehung zu Gott ermöglicht, ist diese jedoch nur eine notwendige und keine hinreichende Voraussetzung für ein Verhältnis zwischen Gott und Mensch. Damit diese Beziehung verwirklicht werden kann, muss das menschliche Individuum diese potenzielle Annäherung aktiv realisieren. In dieser Annäherung kommt der Offenbarung, so Höwer, eine entscheidende Rolle zu. Während Rationalität in der katholischen Lehre also einen hohen Stellenwert einnimmt, fasst Höwer zusammen, erwächst ihre Bedeutung aus ihrer religiösen Verortung.

Nach dieser Darstellung wandte sich Höwer der historischen Religionskritik zu, die in ihrer Infragestellung von Religion und Religiosität eine Unvereinbarkeit von Glaube und Rationalität behauptet und voraussetzt. Sie ging auf die Behauptung ein, Gott sei nichts anderes als eine anthropologische Projektion, welche im Angesicht des Unbekannten dem Menschen als eine Abhilfe diene, indem sie zeigte, dass die christliche Bibel menschengemachte Darstellungen von Gott offen ablehnt. Da dieser Irrationalismus-Vorwurf bereits erschöpfend untersucht wurde, entschied sich Höwer einer ganz anderen Artikulation des Verhältnisses von Gott und Mensch zu beleuchten, indem sie sich der christlichen Mystik zuwandte.

Mit Bezug auf Edith Steins *Kreuzeswissenschaft* zeigte Höwer, dass die christliche Mystik eine Form der Gemeinschaft mit Gott anbietet, die in dem Gebiet ihren Anfang nimmt, wo das rationale Verstehen an seine Grenze stößt. Während die rationale Begegnung mit Gott durch die Metapher des Lichts vermittelt wird, manifestiert sich in die mystische Nähe zu Gott in der Dunkelheit. Das bedeutet nicht, dass die mystische Begegnung mit Gott irrational ist. Sie ist

gegen-intentional und somit komplementär zur rationalen Gemeinschaft mit Gott. Während im letzteren Fall die Gemeinschaft durch ein Entgegenkommen mittels rationaler Fähigkeit erreicht wird, stößt der Einzelne im ersteren Fall auf ein Geheimnis, das er nicht begreifen kann. Etwas kann für den menschlichen Verstand gleichzeitig nicht fassbar und dennoch objektiv widerspruchsfrei sein — nur weil eine Idee vom menschlichen Verstand nicht aktualisiert werden kann, ist sie nicht notwendigerweise irrational und daher potenziell (etwa von einer höheren Fakultät) fassbar.

Das Konzept „Rationalität“ im Islam
(Professor Nader El-Bizri, University of Sharjah)

Nader El-Bizri eröffnete seinen Vortrag, indem er die Bedeutung von Rationalität im Islam etymologisch bis zur Wurzel des arabischen Begriffs für Rationalität, „ʿaqlānī“ (Rationalität = ʿaqlāniyya), zurückführte. Der Begriff stellt einen Bezug zum menschlichen Unterscheidungsvermögen her. Während er auch die Fähigkeit zur Unterscheidung der Wahrheit bzw. Falschheit von Aussagen bzw. der moralischen Richtigkeit oder Verwerflichkeit von Handlungen umfasst, besteht seine wörtliche Bedeutung schlicht darin, „richtige Verbindungen herzustellen“. El-Bizri wandte sich dann den Hinweisen auf die Ratio im Koran zu und stellte fest, dass es keine unmittelbaren Erwähnungen von „ʿaql“ gibt, aber mehrere Hinweise auf die menschliche Fähigkeit zu denken. Darüber hinaus werden mehrere verwandte Konzepte erwähnt, zum Beispiel „al-ḥulm“, eine Form der Reflexion, die auf einer Neigung zu ruhiger und sorgfältiger Reflexion basiert, „al-ḥijr“ oder „an-nahy“, zwei Begriffe, die eine Verpflichtung, sich darauf zu beschränken, allein diejenigen Aussagen zu tätigen, welche durch Belege gesichert sind, beinhalten. Der erst genannte Begriff wird im Koran häufig dann verwandt, wenn auf eine bestimmte Einstellung in Herzensangelegenheiten Bezug genommen wird. Diese Verbindung von Rationalität und Affektivität betonte El-Bizri im Laufe seines Vortrags wiederholt. El-Bizri wandte sich hernach der vergleichsweisen Abwesenheit des Konzepts der Rationalität im Ḥadīth zu und führte dies auf die dortige Skepsis gegenüber einer Überbewertung der Rolle der Rationalität zurück. Diese führte er (ähnlich wie Frank) auf den konfliktreichen politischen Kontext zurück, in welchem der Hadith entstand. In diesen Zeiten politischer Unruhen gewannen El-Bizri zufolge strengere, am Literalsinn orientierte Interpretationen an Einfluss.

Nach dieser historischen Kontextualisierung reflektierte El-Bizri die potenzielle Rolle der Rationalität im Islam in einem allgemeineren Sinne. Aufgrund der etymologischen Breite des ursprünglichen arabischen Begriffs umfasst Rationalität in der islamischen Tradition ihm zufolge verschiedene Formen epistemischer Welt- und Glaubensaneignung und wird häufig mit einer nachdenklichen Haltung identifiziert, die sorgfältig unterscheidet, ob eine Aussage als wahr gelten kann. Im weitesten Sinne des Wortes ist es in verschiedenen Forschungsbereichen (Wissenschaften, Kultur oder Theologie) anwendbar. Im engeren Sinne kann es sich unmittelbar auf klassische logische Methodik beziehen.

Nach dieser Reflexion erläuterte El-Bizri die grundlegende Rolle der Rationalität in der Tradition der dialektischen Theologie (kalām), in welcher der Intellekt die Auslegung der Schrift leitet und so die Anwendung der religiösen Gesetze informiert. Er erklärte, dass dies die Kalam-Tradition in Konflikt mit der prophetischen Tradition in Ḥadīth und Sīra bringe. Als Reaktion auf diesen Konflikt vermittelte die ascharitische Kalam-Tradition zwischen diesen beiden Polen, indem sie religiösen Gesetzen und Schriften den Vorrang einräumte, während sie rationalen Beweisen eine unterstützende Rolle zuschrieb. Zuletzt wandte sich El-Bizri der theologischen Mystik des Abū Ḥāmid al-Ghazālī zu. In seiner Autobiographie berichtete al-Ghazālī davon, dass er in seiner spirituellen Entwicklung eine Phase durchlebte, in welcher ihn sein Verstand nicht mehr weiterbrachte. An diesem Punkt angelangt war es sein Herz, das ihn der göttlichen Wahrheit näherbrachte, indem es sich Gott unterwarf. Hier wies El-Bizri erneut auf die Rolle des Herzens in der Annäherung an wahre Religiosität hin.

El-Bizri schloss seinen Vortrag mit dem Hinweis, dass der kommende Einsatz aktueller technischer Neuerungen (z. B. KI als Lehrmittel) neue Fragen zur Beziehung zwischen Islam, Rationalität und den Wissenschaften aufwerfen werden.

Diskussion

In allen drei Vorträgen trat die menschliche Rationalität als ein zentrales Konzept der Religiosität hervor. Doch auch die Grenze des menschlichen Verstands wurde nicht als bloßes Hindernis, sondern als integrales Moment des Glaubens sichtbar. Darüber hinaus wurde deutlich, dass die Beziehung zwischen religiöser Tradition und Rationalität aufgrund der Grenzen des menschlichen Verstandes niemals exklusiv sein kann. Als Leitmotiv der gemeinsamen Diskussion trat hervor, dass der Glaube des Einzelnen sich auf mindestens eine andere Quelle stützen muss — sei es die Offenbarung, der Wunsch, Gott nahe zu sein oder eine affektive Veranlagung. Rationale Erklärungen religiöser Traditionen können nicht vollständig erläutern, was eine Person dazu bewegt, sich mit ihrer religiösen Identität zu identifizieren. Während in jeder der drei Traditionen eine enge Beziehung zwischen Religion und Rationalität vorherrscht, stellt Letztere keinen Selbstzweck dar, sondern gewinnt ihren Wert durch ihren Beitrag zur Beziehung des Menschen zu Gott.

Protokoll: Barbara Halbauer und Antonia Steins